

# **Inhaltsverzeichnis**

## **Vorwort**

**Gespensersommer am Genfer See**

Markus K. Korb

9

## **Erstes Bändchen**

### **Vorrede**

Friedrich Laun

14

**Der Freischütz – Eine Volkssage**

August Apel

15

### **Das Ideal**

Friedrich Laun

42

**Der Geist des Verstorbenen**

Friedrich Laun

78

**König Pfau – Nach dem Französischen**

August Apel

103

**Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt**

Friedrich Laun

135

**Nachrede**  
August Apel  
156

## **Zweites Bändchen**

**Die Todtenbraut**  
Friedrich Laun  
160

**Die Bräutigamsvorschau – Volkssage**  
August Apel  
196

**Der Todtenkopf**  
Friedrich Laun  
231

**Die schwarze Kammer – Anekdote**  
August Apel  
249

**Das Todesvorzeichen**  
Friedrich Laun  
261

**Der Brautschmuck – Deutsches Volksmärchen**  
August Apel  
285

## **Kleine Sagen und Märchen**

1. Empusa-Lamia
  2. Asvit und Asmund
  3. Alp
  4. Der Rabe
  5. Hildur's Zauberlied
- August Apel  
307

## **Drittes Bändchen**

### **Die Vorbedeutungen**

Friedrich Laun  
330

## **Anhang**

Bibliographische Angaben  
399



# Vorwort

## Gespensersommer am Genfer See

Markus K. Korb

Mitten im Sommer 1816 begann es, in Europa zu schneien.

Überall glaubten die Menschen, das Ende der Welt sei gekommen. Missernten, Seuchen und Hunger waren die Folge. Pferde wurden notgeschlachtet, um den Hunger zu stillen. Damit fielen sie als Zugtiere für Kutschen aus und der badische Forstbeamte Karl Drais erfand in dieser Situation einen technischen Pferdeersatz – das Fahrrad.

Die Ursache des verregneten Sommers 1816 war der Ausbruch des Tambora-Vulkans auf der Insel Sumbawa (Indonesien) im April 1815. Die Eruption führte dazu, dass Ascheteilchen die gesamte Nordhalbkugel über viele Monate verdunkelten und die Durchschnittstemperatur um drei Grad im nächsten Jahr kälter ausfiel.

In der Villa Diodati am Genfer See war eine kleine Reisegesellschaft junger Leute aus England zusammengekommen und ärgerte sich über den verregneten Sommer. Lord Byron war aus England in die Schweiz gereist, wobei die Reise eher einer Flucht glich. Gerüchte um eine inzestuöse Beziehung des achtundzwanzigjährigen Bestseller-Autors zu seiner Halbschwester Augusta, mit der er sogar ein Kind gehabt haben soll, und die Trennung von seiner Frau Annabella und der gemeinsamen Tochter Ada führten zu seiner gesellschaftlichen Ächtung. Ab Mai mietete er für sich die Villa Diodati am Genfer See und bezog sie gemeinsam mit seinem Leibarzt Dr. Polidori, der erst vor einem Jahr mit einer Dissertation über Albträume zum Arzt geworden war.

Die achtzehnjährige Mary Godwin und der knapp fünf Jahre ältere Percy Shelley, dessen Frau und Mutter seines ersten Sohnes in England zurückblieb und sich im Dezember durch Ertrinken im Serpentine River umbringen wird, reisten mit ih-

rem gemeinsamen Sohn William ebenfalls an den Genfer See, um dort den Sommer zu verbringen. Mit dabei war auch Claire Clairmont, die Stiefschwester von Mary Godwin. Diese hatte im April 1816 eine Affäre mit Lord Byron in England gehabt, war von ihm schwanger geworden, und hoffte nun auf eine Belebung ihrer Liebesbeziehung in der Schweiz.

Die illustre Reisegesellschaft begab sich dabei u.a. auf die Spuren von Jean-Jacques Rousseau und besuchte das Schloss Chillon, was Lord Byron zu seinem Gedicht „*Der Gefangene von Chillon*“ inspirierte.

In diesem von Gewittern und Regenschauern heimgesuchten Sommer 1816 bemühten sich die Reisenden um abendliche Unterhaltung, indem sie sich gegenseitig Gespenstergeschichten aus einem Buch vorlasen, das sie in der Villa auffanden. Es handelte sich dabei um „*Fantasmagoriana, ou Recueil d'Histoires d'Apparitions de Spectres, Revenans, Fantomes, etc.; traduit de l'allemand, par un Amateur*“. Dies war eine Anthologie, in der ein Großteil der Geschichten aus dem Werk „Gespensterbuch“ übernommen und von Jean-Baptiste Benoît Eyriès ins Französische übersetzt worden war. Das „*Gespensterbuch*“ war von August Apel und Friedrich Laun (eig. Friedrich August Schulze) im Jahr 1810 bis 1818 in sieben Bänden herausgeben worden (beim letzten Band wirkte für den verstorbenen August Apel nun Friedrich Baron de la Motte Fouqué mit) und sollte nun zum Geburtshelfer einer der wichtigsten Gestalten der dunklen Phantastik werden.

Nach dem Vorlesen der unheimlichen Geschichten aus „*Fantasmagoriana*“ rief Lord Byron einen Wettstreit im Schreiben von Gespenstergeschichten aus. Dabei entstand zum einen „*Ernestus Berchtold. The modern Oedipus*“ und mit der Novelle „*Der Vampyr*“ von Dr. John William Polidori ein erster literarischer Niederschlag des Blutsauger-Glaubens, der gemeinhin als eine der Inspirationsquellen für Bram Stoker gilt, welche er für seinen Briefroman „*Dracula*“ anzapfte. Der zwanzigjährige Arzt veröffentlichte die Erzählung unter dem Namen Lord Byron, was der Novelle zu Bekanntheit verhalf.

Lord Byrons Beitrag selbst ist ein fünfseitiges Fragment mit dem Titel „*Der Vampir*“, welches in Grundzügen Polidori zu seinem eigenen Werk inspiriert hatte. Von Percy Shelley ist keine Geschichte überliefert, obgleich Lord Byron später berichtet hat, dass Percy eine Erzählung über eine Medusa mit Augen in den Brüsten zu schreiben begonnen hatte.

Doch Mary Godwin sollte es sein, welche einer literarischen Gestalt ins Leben verhalf, die bis heute weitgehend verkannt ist, obgleich sie weltweit bekannt ist: Das Monster von Frankenstein.

Und so war der Wegbereiter der beiden englischsprachigen Werke „*Frankenstein*“ und „*Dracula*“ ein Buch aus Deutschland, aber in französischer Übersetzung. Europäischer kann die Entstehung der dunklen Romantik und damit auch der unheimlichen Phantastik kaum sein!

Das „*Gespensterbuch*“ vereint in sich vielgestaltige Motive u.a. aus dem Volksglauben. Beispielsweise existiert die Idee, dass eine Braut ihren zukünftigen Bräutigam zu bestimmten Nachtzeiten und unter gewissen Opfergaben als gespenstisches Bild voraussehen kann. Dies wurde von Laun in seiner Erzählung „*Die Todtenbraut*“ (Band 2) aufgegriffen. Auch „*Der Freischütz*“ (Band 1) hat derlei Motive. Hier geht es um einen Teufelspakt, der unfehlbare Gewehr kugeln zum Gegenstand hat. Aber natürlich geht auch dieser Pakt fehl, wie auch bei Goethes „*Faust*“.

Aber nicht nur Volksglaube wird im „*Gespensterbuch*“ thematisiert. Auch französische Feenmärchen werden aufgegriffen und finden als „*König Pfau*“ (Band 1) ihren Niederschlag.

Kurzgeschichten und Novellen aus dem „*Gespensterbuch*“ haben auch andere Künstler inspiriert. Zu den bekanntesten gehören Carl Maria von Weber, dessen Oper „*Der Freischütz*“ auf der gleichnamigen Erzählung aus dem ersten Band des „*Gespensterbuchs*“ basiert, ebenso wie das Theaterstück „*The Black Rider*“ von Robert Wilson, William S. Burroughs und Tom Waits, was 1990 im Thalia-Theater in Hamburg uraufgeführt wurde.

Doch die Motivkreise sind vielgestaltig. Sie reichen in den sieben Bänden vom Teufelspakt, über gespenstische Voraussetzungen bis hin zu Doppelgängern. Dies findet man bis in die Gegenwart als Strukturelemente des Phantastischen.

Und so ist auch heute noch das „*Gespensterbuch*“ im Hintergrund unserer literarischen Welt präsent und regt mit seiner Motivsammlung weitere Autoren an.

# Gespensterbuch

Erstes Bändchen

## Vorrede

Die Freunde der Aufklärung dürften wohl erwarten, dass hinter dem Titel „Gespensterbuch“ recht lebhaft Streiche gegen Glauben und Aberglauben geführt werden würden. Mit gleichem Rechte könnte der berühmte Kenner des Geisterreichs sich überreden, unser Buch wolle seiner schwankenden Theorie eine freundliche Handreichung tun. Andere gehen vielleicht noch weiter und halten die Schrift für eine neue Ausgabe des bekannten Höllenzwanges.

Ob und inwiefern nun diese und ähnliche Erwartungen Bestätigung erhalten, darüber wird vermutlich das Buch selbst Auskunft geben und die Nachrede vollends verraten, was die geneigten Leser, nach den Wünschen der Herausgeber, von dem Gespensterbuche hätten erwarten sollen.

F. Laun.

# Der Freischütz

Eine Volkssage

## 1.

„Höre, Mutter“, sagte der alte Förster Bertram in Lindenhayn, „du weißt, ich tue dir gern alles zu Liebe, aber den Gedanken schlag dir aus dem Kopf und bestärke mir auch das Mädchen weiter nicht darin. Schlag's ihr rund ab, so weint sie ihr Tränchen und ergibt sich drein; mit dem langen Trödeln und Hinhalten wird nichts gut gemacht.“

„Aber Väterchen“, wandte die Försterin vorbittend ein, „kann denn unser Käthchen mit dem Amtsschreiber nicht eben so glücklich leben als mit dem Jäger Robert? Du kennst den Wilhelm noch gar nicht, er ist so ein braver Mensch, so herzensgut ...“

„Aber kein Jäger“, fiel der Förster ein. „Meine Försterei ist nun seit länger als zweihundert Jahren immer vom Vater zum Sohn vererbt. Hättest du mir einen Jungen gebracht, statt des Mädchens, da möcht' es sein, dem hinterließ ich meine Stelle, und das Mädchel, wenn eins dazu gekommen wäre, möchte freien, wen es wollte; aber so ... nein! Erst hätt' ich Mühe, Angst und Wege gehabt, dass der Herzog meinen Schwiegersohn zum Probeschuss lassen will, wenn er nur sonst ein braver Jäger ist, und nun sollt' ich das Mädchel verschleudern? Nein, Mutter Anne, auf den Robert besteh' ich just nicht; wenn er dir nicht gefällt, such' dem Mädchel einen anderen flinken Jägerburschen aus, dem ich meine Stelle bei Lebzeiten übergeben kann, da wollen wir in Ruhe bei den Kindern unsere alten Tage verleben, aber mit dem Federschützen bleib mir vom Halse.“

Mutter Anne hätte gern noch ein gut Wort für den Amtsschreiber gesprochen, aber der Förster, der die Kraft der weiblichen Überredungskunst kannte, wollte seinen Entschluss nicht einem wiederholten Angriffe aussetzen; er nahm seine Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Kaum war er um die Ecke des Hauses, da steckte Käthchen ihr blondes Lockenköpfchen freundlich zur Türe herein. „Ist's gut gegangen? Mutterchen? Ja?“ rief sie und sprang nun munter in das Zimmer und an den Hals der Försterin.

„Ach, Käthchen, freue dich nicht zu sehr“, sagte diese, „der Vater ist gut, herzensgut, aber er gibt dich keinem Anderen als einem Jäger und davon geht er nicht ab, da kenne ich ihn schon.“

Käthchen weinte und wollte lieber sterben, als von ihrem Wilhelm lassen. Die Mutter tröstete und schmälte<sup>1</sup> abwechselnd, endlich weinte sie mit der Tochter. Sie versprach eben, noch einen Hauptsturm auf das Herz des Försters zu versuchen, da klopfte es an der Türe und Wilhelm trat herein.

„Ach, Wilhelm“, rief ihm Käthchen mit verweinten Augen entgegen, „wir müssen scheiden! Suche dir ein anderes Mädchen, mich sollst du nicht freien und ich dich nicht; der Vater will mich dem Robert geben, weil er ein Jäger ist, und die Mutter kann uns nicht helfen. Aber muss ich auch von dir lassen, so will ich doch keines anderen sein, und bleibe dein und dir treu bis zum Tode.“

Mutter Anne suchte den Amtsschreiber, der nicht wusste, was er aus Käthchens Reden machen sollte, zu besänftigen, und erzählte ihm, wie Vater Bertram gegen seine Person gar nichts einzuwenden hatte, aber nur seiner Försterei wegen durchaus darauf bestand, einen Jäger zum Eidam zu haben.

„Ist es weiter nichts“, sagte Wilhelm beruhigt und drückte das weinende Mädchen an seine Brust, „so sei guten Mutes, liebes Käthchen. Ich bin der Jägerei nicht unkundig, denn ich habe bei meinem Ohm, dem Oberförster Finsterbusch, in Lehre gestanden, und musste nur meinem Paten, dem Amtmann, zu Lieb die Jagdtasche mit dem Schreibpulte vertauschen. Was hilft mir die versprochene Amtmannsstelle, soll ich mein Käthchen nicht als Frau Amtmannin in das Amtshaus einführen? Willst du nicht höher hinaus als deine Mutter und ist dir der Förster Wilhelm so lieb wie der Amtmann, so

1 schmälern (Jägersprache): schimpfen.

tausch' ich gleich, denn mir ist das lustige Jägerleben immer viel lieber gewesen, als das steife Leben in der Stadt.“

„O, du lieber, goldener Wilhelm“, rief Käthchen, und alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, und nur ein glänzender Sonnenregen der Freude zitterte in ihren Augen, „willst du das, so sprich recht bald mit meinem Vater, eh' er vielleicht gar dem Robert sein Wort gibt.“

„Wart, Käthchen“, sagte Wilhelm, „ich geh ihm gleich nach in den Wald. Er ist gewiss nach dem Hirsch, der morgen in das Amt geliefert werden soll. Gib mir Flinte und Tasche, ich such' ihn auf, stelle mich ihm mit einem Jägergruß vor und biete ihm gleich meine Dienste als Jägerbursch an.“

Mutter und Tochter fielen ihm um den Hals, halfen den neuen Jäger, so gut sie konnten, ausputzen, und sahen ihm mit Hoffnung und Bangigkeit in den Wald nach.

## 2.

„Ein wackerer Bursch, der Wilhelm!“ rief der Förster freudig, als die Jäger nach Haus kamen. „Wer hätt' in dem Federhelden solch einen Schützen gesucht? Nun, morgen sprech' ich selbst mit dem Amtmann, das wäre doch Jammerschade, wenn der nicht bei der edlen Jägerei blieb! Aus dem wird ein andrer Kuno. Du weißt doch, wer der Kuno war?“

Wilhelm verneinte.

„Hab' ich dir das noch nicht erzählt“, fuhr der Förster fort. „Sieh, das war mein Urältervater, der diese Försterei zuerst besessen und erbaut hat. Erst war er armer Reitersbub' und diente bei dem Junker von Wippach, der konnte ihn wohl leiden und nahm ihn überall mit sich in Fehden und zu Turnieren und Jagden. Einmal war dieser Junker von Wippach auch bei einer großen Jagd, die der Herzog hier hielt mit vielen Rittern und Edlen. Da jagten die Hunde einen Hirsch heran, auf dem saß ein Mensch, der kläglich die Hände rang und jämmerlich schrie, denn das war damals eine tyrannische Weise unter den

Jagdherrn, dass sie die armen Menschen oft wegen geringer Jagdfrevel auf Hirsche schmiedeten, dass sie elendiglich zerstoßen und zerrissen wurden oder vor Hunger und Durst umkommen mussten. Wie der Herzog das ansichtig wurde, ward er über die Maße zornig, stellte gleich das Jagen ein und verhiess einen großen Lohn, wenn sich jemand getraute, den Hirsch zu treffen, dabei aber drohte er mit Ungnade und Bann, wenn der Schütze den Menschen verletzte, denn er wollte diesen lebendig haben, damit er wüsste, wer sich gegen sein Verbot solcher grausamen Tat erkühnt hätte. Da wollte sich nun niemand unter den Edlen finden, der den Schuss auf des Herrn Ungnade und Bann wagte. Endlich trat der Kuno vor, mein Urältervater, eben der, den du dort auf dem Bilde gemalt siehst, der sprach zum Herzog: ‚Gnädigster Herr, wollt Ihr mir’s gestatten, so wag’ ich’s mit Gott, fehl’ ich, so mögt Ihr, wenn Ihr wollt, mein Leben darum zur Buße nehmen, denn Reichtum und Güter hab’ ich nicht, aber mich jammert des armen Menschen, würd’ ich doch auch mein Leben dran setzen, wär’ er unter Feinde oder Räuber gefallen.‘ Das gefiel dem Herzog; er hieß den Kuno sein Glück versuchen, wiederholte ihm auch die Verheißung, doch ohne der Drohung zu gedenken, dass er ihn nicht furchtsam machte. Da nahm Kuno seine Büchse, spannte sie in Gottes Namen und befahl die Kugel den heiligen Engeln mit einem gläubigen frommen Gebet. So schoss er wohlgemut, ohne lang zu zielen, in den Wald und in dem Augenblicke floh der Hirsch heraus, stürzte und endete, aber der Mensch war unverletzt, ohne dass ihm Hände und Gesicht etwas vom Gesträuch zerkratzt waren. Der Herzog hielt Wort und gab dem Kuno zum Lohn diese Försterei für sich und seine Nachkommen erblich. Aber von Glück und Geschick ist der Neid niemals weit, das erfuhr auch Kuno. Da waren viele, die seine Försterei auch gern für sich oder einen Vetter von der linken Seite gehabt hätten, die beschwatzten den Herzog, der Schuss wäre mit Zauberei und Teufelskünsten geschehen, weil Kuno gar nicht gezielt, sondern einen Freischuss, der allemal treffen muss, ins Blaue

hinein getan hätte. Da wurde denn beschlossen, dass von Kunos Nachkommen jeder einen Probeschuss tun muss, eh' er die Försterei bekommt; den kann nun freilich der Landjägermeister, der die Probe abnimmt, schwer und leicht aufgeben. Ich musste damals einem hölzernen Vogel, der an der Stange geschaukelt wurde, den Ring aus dem Schnabel schießen. Nun, bis jetzt hat noch keiner im Meisterschuss gefehlt und, wer einmal als mein Eidam mein Nachfolger wird, muss erst ein braver Jäger sein.“

Wilhelm hatte zu des Försters Freude mit sichtbarer Teilnahme der Erzählung zugehört. Jetzt fasste er lebhaft des Alten Hand und versprach unter seiner Anleitung ein Jäger zu werden, dessen sich Urvater Kuno nicht schämen sollte.

### 3.

Noch nicht volle vierzehn Tage war Wilhelm als Jägerbursche in dem Försterhause, als Vater Bertram, der ihn mit jedem Tag lieber gewann, die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen förmlich erteilte. Nur sollte die Verlobung geheim gehalten werden bis zum Tage des Probeschusses, wo der Förster durch die Gegenwart des fürstlichen Landjägermeisters seinem Familienfeste noch mehr Feierlichkeit zu geben hoffte. Der Bräutigam schwebte in Entzücken und vergaß sich und die ganze Welt in dem offenen Himmel seiner Liebe, so dass ihn Vater Bertram mehrmals neckte, wie er kein Ziel mehr treffe, seit er Käthchen sich erzielt habe.

Wirklich aber hatte Wilhelm von seinem stillen Verlobungstage an ein ganz eignes Missgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Haus und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt der Rebhühner Dohlen und Krähen und statt des Hasens eine tote Katze. Der Förster machte ihm endlich ernsthafte Vorwürfe wegen seiner Unachtsamkeit und Käthchen selbst fing an, für den Probeschuss bange zu werden.

Wilhelm verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß; allein je näher der Tag rückte, an welchem er sein Probestück ablegen sollte, desto mehr verfolgte ihn das Unglück. Fast jeder Schuss missriet; endlich fürchtete er sich beinah, ein Gewehr loszudrücken, um nicht Schaden anzustiften, denn er hatte schon eine Kuh auf der Weide angeschossen und den Hirten beinahe verwundet.

„Ich bleibe dabei“, sagte Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends, „es hat jemand dem Wilhelm einen Weidemann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muss er erst lösen.“

„Rede nicht so albern“, versetzte der Förster verweisend, „das ist abergläubisches Zeug, davon muss ein frommer Jäger gar nicht sprechen. Weißt du nicht mehr, lieber Weidmann mein, welches die drei Stücke sein, die ein geschickter Weidemann haben soll und haben kann? Ho, ho, ho! Sag’ an!“

Rudolf räusperte sich zum Weidspruch und sprach schnell: „Ho, ho, ho, mein lieber Weidmann, das will ich dir wohl sagen an: Gute Wissenschaft, Gewehr und Hund, der Weidmann braucht zu seinem Grund, wenn er was tüchtiges will verrichten und sich nicht lassen gar vernichten, drum wird das gar wohl treffen ein ...“

„Schon genug“, fiel ihm der alte Bertram ins Wort, „mit den drei Dingen ist jeder Weidemann zu lösen, denn der heißt allemal entweder Faselhans oder Peter Ungeschick.“

„Mit Gunst, Vater Bertram“, entgegnete Wilhelm etwas verdrießlich, „hier ist mein Gewehr, den will ich sehen, der mir etwas daran aussetzen soll, und meine Wissenschaft – ich will mich nicht rühmen, aber jagdgerecht denk’ ich zu sein, so gut wie ein anderer, gleichwohl ist’s als gingen meine Kugeln krumm und als blies sie der Wind mir vor dem Lauf weg. Sagt mir nur, was ich machen soll, ich will ja gern alles tun!“

„Es ist wunderbar“, murmelte der Förster, der nicht wusste, was er sagen sollte.

„Glaub mir nur, Wilhelm“, wiederholte Rudolf, „es ist nichts anderes, als was ich gesagt habe. Geh einmal freitags

um Mitternacht auf einen Kreuzweg und mache mit dem Ladestock oder mit einem blutigen Degen einen Kreis um dich, den segnest du dreimal, wie es der Priester macht, aber im Namen Sammiel ...“<sup>2</sup>

„Schweig!“ , unterbrach ihn der Förster unwillig. „Weißt du, was das für ein Name ist? Das ist einer von des Teufels Heerscharen. Gott bewahre dich und jeden Christen davor!“

Wilhelm kreuzte sich ebenfalls und wollte nichts weiter davon hören, wiewohl Rudolf auf seiner Meinung blieb. Er putzte die ganze Nacht an seinem Gewehr, untersuchte jede Schraube und jede Feder und mit anbrechendem Morgen ging er aus, sein Glück von neuem zu versuchen.

#### 4.

Aber alle Mühe war verloren, das Wild drängte sich um ihn und schien fast ihn zu necken. Zehn Schritt weit schoss er auf einen Rehbock, zweimal versagte ihm das Gewehr, das dritte Mal geriet zwar der Schuss, aber das Wild floh unverletzt durch die Büsche.

Unmutig warf sich der unglückliche Jäger unter einen Baum und verwünschte sein Schicksal, da rauschte es im Gebüsch und ein alter Soldat mit einem Stelzfuße hinkte heraus.

„Holla, lieber Weidmann“, redete er Wilhelm an, „warum so verdrießlich? Hast du Liebespein, fehlt’s im Beutel oder hat dir jemand das Gewehr besprochen? Gib mir eine Pfeife Tabak, wir wollen eins zusammen plaudern.“

Wilhelm reichte ihm das Gebetene und der Stelzfuß warf sich zu ihm ins Gras. Nach einigem Hin- und Herreden kam das Gespräch auf die Jägerei und Wilhelm erzählte sein Un-

2 Samael, Erzengel, dem in der jüdischen und christlichen Mythologie sowie der Gnosis verschiedene Rollen (Anführer der Rebellion von Engeln gegen Gott, Fürst der Dunkelheit und des Bösen) und verwerfliche Taten (Kontrolle der Schlange im Paradies) zugeschrieben werden.

glück. Der Invalid ließ sich sein Gewehr zeigen. „Das ist verzaubert“, sagte er, als er es kaum in die Hand genommen hatte, „damit wirst du keinen rechtschaffenen Schuss mehr tun und ist dir der Weidemann recht nach der Kunst gestellt, so geht dir's mit jedem Gewehr so, dass du in die Hand nimmst.“

Wilhelm erschrak etwas und wollte Einwendungen gegen den Hexenglauben des Fremden machen, allein dieser erbot sich zu einer Probe. „Uns Kriegsleuten“, sagte er, „ist das nichts Seltenes und ich wollte dir bis auf den Abend und tief in die Nacht hinein Wunderdinge erzählen. Wie wollten die Scharfschützen zurechtkommen, die sich überall hin wagen und ihren Mann aus dem Pulverdampf heraus schießen, wo ihn kein Mensch sehen kann, wenn sie nicht andere Künste könnten, als zielen und losdrücken. Da, zum Exempel hast du eine Kugel, mit der du sicher treffen sollst, weil sie besondere Tugend hat und allem Hexenwerk widersteht. Versuch' einmal gleich, es wird dir nicht fehlen.“

Wilhelm lud sein Gewehr und sah sich nach einem Ziel um. Ein großer Raubvogel schwebte hoch über dem Wald wie ein beweglicher Punkt. „Schieß den Stößer da oben“, sagte der Stelzfuß. Wilhelm lachte, denn der Vogel schwebte in einer kaum dem Aug' erreichbaren Höhe. „Ei, so schieß“, wiederholte jener, „ich verwette meinen Stelzfuß, er fällt.“ Wilhelm schoss, der schwarze Punkt senkte sich und ein großer Geier fiel blutend zu Boden.

„Das sollte dich nicht wundern“, sagte der Invalid zu dem vor Verwunderung sprachlosen Jäger, „wenn du ein rechter Weidmann wärst. Solche Kugeln zu gießen ist noch lange kein Hauptstück in der Kunst und will bloß etwas Geschick und Herzhaftigkeit, weil es in der Nacht geschehen muss. Ich will dir's umsonst lernen, wenn wir wieder zusammen kommen, heute muss ich weiter, denn es schlug eben sieben. Versuch indessen noch ein paar von meinen Kugeln, du siehst mir immer noch aus wie halb ungläubig. Auf Wiedersehen!“

Der Stelzfuß gab bei diesen Worten Wilhelmen eine Hand voll Kugeln und hinkte weiter. Voll Verwunderung versuchte

Wilhelm eine zweite von seinen Kugeln und traf wieder ein fast unerreichbares Ziel; er nahm die gewöhnliche Ladung und fehlte das leichteste. Jetzt wollte er dem Invaliden nach, aber dieser war im Walde nicht mehr zu finden, und Wilhelm musste sich mit dem versprochenen Wiedersehen trösten.

## 5.

Im Försterhause war große Freude, als Wilhelm wieder, wie sonst, mit einem Vorrat Wildbret ankam und den Vater Bertram durch die Tat überzeugte, dass er noch der vorige brave Schütze sei. Er sollte nun die Ursache erzählen, warum ihn das Unglück bisher so wunderbar verfolgt habe und was er getan, um sie zu heben; allein er scheute sich, ohne sich eines bestimmten Grundes bewusst zu werden, von den unfehlbaren Kugeln zu sprechen und schob die Schuld auf einen Fehler am Gewehr, den er erst in voriger Nacht beim Putzen desselben entdeckt haben wollte.

„Siehst du, Mutter Anne“, sagte nun der Förster lachend, „wie ich’s gesagt habe: der Weidemann hat im Laufe gesteckt und dein Kobold, der den Vater Kuno heut früh herunter geworfen hat, steckt in dem verrosteten Nagel.“

„Was ist das mit dem Kobold?“, fragte Wilhelm.

„Nichts“, erwiderte der Alte, „das Bild fällt heut Morgen, wie eben die Uhr sieben schlug, von selbst herunter und da meint denn Mutter Anne gleich, es spukt.“

„Um Sieben!“, wiederholte Wilhelm und der Stelzfuß fiel ihm ein, der um eben diese Stunde von ihm geschieden war.

„Freilich ist das keine rechte Zeit zum Spuken“, fuhr der Förster fort und klopfte Mutter Annen freundlich die Backen. Aber diese schüttelte noch bedenklich den Kopf: „Gott gebe, dass alles natürlich zugegangen ist“, sagte sie bedenklich und Wilhelm entfärbte sich etwas. Er beschloss, seine Kugeln bei Seite zu legen und nur zu seinem Probeschuss eine zu gebrauchen, um sein Glück nicht durch die Bosheit eines Feindes

zu verscherzen. Allein der Förster nötigte ihn mit sich auf die Jagd, und wollte er nicht von neuem Misstrauen gegen seine Geschicklichkeit erregen und den Alten erzürnen, so musste er schon einige von seinen Zauberkugeln dran wagen.

## 6.

In wenig Tagen hatte sich Wilhelm an seine Glückskugeln so gewöhnt, dass er in ihrem Gebrauch nichts Bedenkliches mehr ahndete. Er ging täglich durch den Wald in der Hoffnung, dem Stelzfuß wieder zu begegnen, denn sein Kugelvorrat hatte sich bis auf zwei vermindert, und wollte er seinen Probeschuss mit Sicherheit bestehen, so war die äußerste Sparsamkeit nötig. Er schlug sogar dem alten Förster heut seine Begleitung auf die Jagd aus; denn morgen wurde der Landjägermeister erwartet, und es konnte möglich sein, dass dieser noch außer dem eigentlichen Probeschuss einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu sehen verlangte. Allein am Abend kam statt des Jägermeisters ein Bote, der eine starke Wildbretlieferung für den Hof bestellte und die Ankunft seines Herrn auf acht Tage später ansagte.

Wilhelm glaubte zu Boden sinken zu müssen und sein Erschrecken hätte Verdacht erregt, wären nicht alle geneigt gewesen, es der getäuschten Hoffnung des Bräutigams zuzuschreiben. Er musste nun auf die Jagd und wenigstens eine seiner Kugeln aufopfern. Von der anderen, schwur er, solle ihn nichts trennen als der entscheidende Schuss am Verlobungstage.

Der Vater schmälte, als Wilhelm mit einem einzigen Hirsch von der Jagd zurückkam, denn die verlangte Lieferung war beträchtlich. Er zürnte am anderen Mittag noch mehr, als Rudolf mit reicher Beute und Wilhelm ganz leer nach Haus kam. Am Abend drohte er, ihn fortzuschicken und die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Kätchen zurückzunehmen, wenn er nicht den folgenden Morgen wenigstens noch